

Wehenmittel für die SimMom – Sauerstoffmangel bei SimNewB

Andrea Söldi (Text), Dominik Bruderer (Bild)

WINTER
THURER
JAHRBUCH 2016

Hightechpuppen simulieren Neugeborene oder gebärende Frauen, damit an der Technikumstrasse Kreissaalstimmung herrscht – so sieht die Hebammenausbildung heute aus. Seit zehn Jahren werden am Departement Gesundheit der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) in Winterthur angehende Pflegefachleute, Hebammen sowie Ergo- und Physiotherapeuten unter demselben Dach ausgebildet.

Tim hat kalte Händchen und Füsschen. Er trinkt nicht mehr gut und wirkt schläfrig. Mia Rohner* legt dem drei Tage alten Baby das Stethoskop an die Brust und hört die Herztöne ab. Der Puls ist leicht erhöht, stellt sie fest, die Temperatur ebenfalls, wie auf dem angeschlossenen Monitor ersichtlich ist. Das sind Zeichen für eine Infektion, weshalb die Hebammen-Studentin die Neonatologie informiert. Und weiter geht's zum nächsten Posten.

Bei der gestellten Szene handelt es sich um eine Prüfungssituation an der ZHAW. Tim ist eine Puppe – jedoch keine gewöhnliche aus dem Spielzeuggeschäft, sondern ein regelrechtes Hightechmodell. Das Plastikbaby mit dem Herstellername SimNewB kann sich bewegen, weinen, hat einen spürbaren Herzschlag und wenn die Sauerstoffsättigung im Blut sinkt, verfärbt es sich um den Mund herum bläulich. Dafür sorgen kleine Lämpchen unter der Haut.

Mit dem medizinischen Fortschritt mithalten

Hightechpuppen wie Tim kommen nicht nur bei Prüfungen zum Einsatz, sondern dienen den angehenden Hebammen auch als Übungsobjekte. «So können sie ihr theoretisches Wissen in die Praxis umsetzen», erklärt Dozentin Claudia Putscher. «Die Studierenden können Fehler machen, ohne jemandem zu schaden.» Die Anschaffung der spezialisierten Geräte wurde möglich, weil die Hebammenausbildung in der Deutschschweiz 2008 an den zwei Standorten Bern und Winterthur konzentriert wurde. Gleichzeitig wurde sie zum



Setzt sich für eine qualifizierte Hebammenausbildung ein: ZHAW-Dozentin Claudia Putscher.

Fachhochschulstudium aufgewertet. Dieser Schritt habe das Niveau angehoben, ist Putscher überzeugt. Neben dem Betreuen von Frauen rund um die Geburt lernen die Studentinnen, ihr Handeln wissenschaftlich zu begründen und zu hinterfragen.

Angehende Hebammen studieren heute unter demselben Dach wie Pflege-, Physiotherapie- und Ergotherapie-Studierende, die 2016 bereits ihr Zehn-Jahre-Jubiläum an der ZHAW feiern können. 2008

erhielten sie ihr eigenes modernes Gebäude an der Technikumstrasse. Neben 300 fest angestellten Dozierenden gehen hier rund 1250 Bachelor- und 120 Masterstudierende ein und aus. Durch die gemeinsame Lokalität würden sich viele Synergien ergeben, sagt Putscher. Die Studierenden verschiedener Gesundheitsberufe lösen zusammen Fallbeispiele und lernen dadurch gegenseitig die verschiedenen Aufgaben und Herangehensweisen kennen. Dies sei eine gute Vorbereitung auf den Berufsalltag. Denn auch im Spital treffen die Berufsgruppen aufeinander und sollen gut zusammenarbeiten. Die Verlegung an die Fachhochschule habe den Berufsstand der Hebammen gestärkt und die Professionalisierung vorangetrieben, ist Putscher überzeugt. Und dies sei auch nötig gewesen: Die Geburtshilfe sei eine hoch komplizierte Fachrichtung geworden, die sich dauernd weiterentwickle. Da müsse die Ausbildung mithalten.

Bei ihrer praktischen Abschlussprüfung müssen die Studentinnen insgesamt sieben Situationen meistern. Nachdem sie die Aufgabenstellung studiert haben, betreten sie Schulräume, die wie eine Gebärdabteilung im Spital eingerichtet sind. Jetzt



Die Studentinnen Valentina Meier und Stephanie Sprenger betreuen SimMom alias Frau Berger.



Leidet Baby Tim an einer Infektion? Die Hebammenstudentinnen untersuchen die Hightechpuppe SimNewB.

gilt es, keine Zeit zu verlieren. Die jungen Frauen treffen auf die Wöchnerin Frau Hunziker, die hustet und leichtes Fieber hat. Oder sie müssen einschätzen, wie gefährlich das Bauchweh der schwangeren Frau Roth ist. Beide Patientinnen werden von Simulationspersonen gespielt, die sich ein Kissen unter den Pullover gestopft haben.

Ziemlich dramatisch wird es bei Frau Berger, die gerade gebärt. Da sie eine Periduralanästhesie gegen die Schmerzen erhalten hat, spürt sie nicht, wie stark die Wehen sind. Doch der Monitor zeigt an, dass die Herzfrequenz des Babys bedrohlich sinkt. Auch Frau Berger – Herstellernamen SimMom – besteht nicht aus Fleisch und Blut, sondern aus Kunststoff und Elektronik. Ihre Mimik ist starr, der Körper etwas ungenau. Doch die Anatomie im Unterleib entspricht jener einer richtigen Schwangeren.

Mia Rohner bringt die Gebärende zuerst in Seitenlage und stellt das Bett am Kopfende tiefer. «Dies verbessert die Durchblutung», erklärt sie. Frau Berger will wissen, was mit ihr passiert. Doch ihre Stimme ist nur schwer verständlich. Sie stammt von einer Dozentin, die im Hintergrund in ein Mikrofon spricht. Die Situation sei gar nicht so anders als in der Realität, sagt Rohner. Denn auch Gebärende würden häufig undeutlich sprechen, besonders wenn sie schmerzstillende Mittel erhalten haben. Nun zieht sie sich einen Plastikhandschuh über und untersucht das Köpfchen des Kindes über die

Vagina. So ertastet sie den Geburtsfortschritt und versucht, den Druck auf das Köpfchen etwas zu reduzieren, damit sich die Sauerstoffversorgung des Kindes verbessert. Zudem stellt sie die Infusion mit dem Wehenmittel ab. Dank der getroffenen Massnahmen verbessert sich der Zustand des Kindes.

Theorie und Praxis Hand in Hand

Am Ende der Prüfung ist die 22-Jährige erschöpft, aber auch froh, dass der Stress nun vorbei ist. Es sei nicht schlecht gelaufen, schätzt sie ihre Leistung ein. Doch einige Fehler seien ihr schon unterlaufen. Zum Beispiel habe sie bei Frau Berger die Infusion mit dem Wehenmittel zu spät abgestellt. Dadurch wäre es beinahe zu einem Kaiserschnitt gekommen.

Bevor Mia Rohner ihr Diplom entgegennehmen darf, steht noch ein Jahr praktische Arbeit in zwei verschiedenen Spitälern auf dem Programm. Die Ausbildung habe viel Theorie umfasst, sagt die junge Frau, aber auch menschliche und emotionale Aspekte. Mit ihrer Berufswahl ist sie sehr zufrieden: «Es kommt zu schönen und intensiven Begegnungen.»

Viel erreicht, aber noch nicht am Ziel

Wieso benötigt man für Pflege- und andere Gesundheitsberufe heutzutage ein Studium, wenn es doch jahrzehntlang ohne ging? Mit dieser Frage wird Peter C. Meyer, Direktor des Gesundheitsdepartements der ZHAW, regelmässig kon-



Modell zur Illustration der Geburt, verwendet bei der Ausbildung von Ärzten und Hebammen in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. (Bild: «Medizinhistorische Objektsammlung der Universität Zürich, Inv.-Nr.: 3855, 3854», entnommen aus: Mörgeli, C.: Das Medizinhistorische Museum der Universität Zürich, 1991, S. 62)

frontiert. Während es für angehende Hebammen, Physio- und Ergotherapeuten nur noch diesen Ausbildungsweg gibt, haben Pflegefachpersonen weiterhin verschiedene Möglichkeiten. Ein Grossteil entscheidet sich nach wie vor für die Ausbildung an der höheren Fachschule, sagt Meyer. Diese ist stärker praxisorientiert als die Fachhochschulen. Während in der Romandie der Akademisierungsgrad höher ist, stellt er in der Deutschschweiz manchmal eine sture Ablehnung fest: «Es handelt sich um frauenfeindliche Vorurteile gegenüber anspruchsvollen Frauenberufen», ärgert sich der Soziologe. Die Gesundheitsversorgung werde immer komplexer und verlange nach Fachleuten mit erweiterten Kompetenzen. «Das Gesundheitswesen verändert sich schnell. Was man heute lernt, ist in einigen Jahren bereits veraltet.»

Peter C. Meyer hat das Departement Gesundheit von Beginn an mit aufgebaut. Neben den vier Bachelorstudiengängen werden heute auch drei konsekutive Masterstudiengänge angeboten. Dies zum Teil gegen grossen Widerstand vonseiten der Behörden; sie waren der Ansicht, ein Bachelor genüge. «Doch wir brauchen Dozierende, die den Studierenden fachlich voraus sind», betont Meyer. Zudem könnten Pflegeexpertinnen künftig gewisse ärztliche Aufgaben übernehmen, wie es andernorts bereits heute der Fall ist. Damit würden sie

dazu beitragen, den drohenden Ärztemangel abzuschwächen, glaubt Meyer. «Nordische und angelsächsische Länder sind uns um Jahrzehnte voraus.»

So auch in der Ausbildung: In Schweden zum Beispiel studieren sämtliche Gesundheitsfachleute – auch angehende Ärzte – gemeinsam an sogenannten Health Universities. Eine entsprechende Zusammenarbeit schwebt dem Direktor auch mit der Universität Zürich vor. Pflegeexperten müssten künftig auch doktorieren können, was bis anhin nur an der Universität Basel oder im Ausland möglich ist. Denn nur mit einem Doktorat seien sie befähigt, Forschungsprojekte zu leiten und Nationalfondsgelder zu beantragen, erklärt der 64-Jährige, der sein Amt im Frühling 2016 an eine nachfolgende Person übergeben wird. Auch für sie bleibe noch viel zu tun, stellt Peter C. Meyer klar. «Die Entwicklung der Gesundheitsberufe muss weitergehen.»

*Name geändert

Andrea Söldi ist freie Journalistin in Winterthur. Dominik Bruderer ist Redaktor und Herausgeber des Winterthurer Jahrbuchs.